

Auf der Suche nach Glück : Asylantenschicksale in Olten

Autor(en): **Scherer, Sibylle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **51 (1993)**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658831>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der Suche nach Glück

Asylantenschicksale in Olten

«Ich heisse Manuel Fernando und bin in Sri Lanka geboren. Obwohl meine Vorfahren Portugiesen waren, habe ich dunkle, braune Haut. Deshalb hassen mich hier in der Schweiz viele Leute. Manchmal spüre ich, dass sie Angst vor uns haben, weil wir so dunkel sind. Auf der andern Seite setzen die Weissen alles daran, schön gebräunte Haut zu zeigen. Sie haben Angst, weil sie unsere Sprache nicht kennen, weil wir fremd sind. Wir haben beschlossen, auf der Strasse immer möglichst leise zu sprechen, nicht in grossen Gruppen auszugehen. Wenn uns jemand grüsst, grüssen wir auch, wenn uns jemand freundlich anspricht, versuchen wir, in Englisch zu antworten. Ansonsten bleiben wir am

besten still. Ich weiss, dass viele Schweizer uns am liebsten an die Wand stellen würden. Das verstehe ich nicht. Sie kennen uns ja überhaupt nicht. Wenn sie als Touristen in Sri Lanka in den Ferien sind, mögen sie uns eigentlich ganz gut. Sie geniessen es, wenn wir ihnen kühle Drinks am Swimmingpool servieren. Sobald wir aber in Europa sind, will man nichts mehr mit uns zu tun haben. Mich mutet das komisch an. Da wir die ersten Monate im Gastland nicht arbeiten dürfen und nachher nur sehr schwer eine Arbeit finden können, bleibt uns viel freie Zeit. Wir führen unseren Haushalt, kaufen ein, kochen, waschen, bügeln, putzen, den Rest des Tages haben wir nichts zu tun. Das Taschengeld, drei

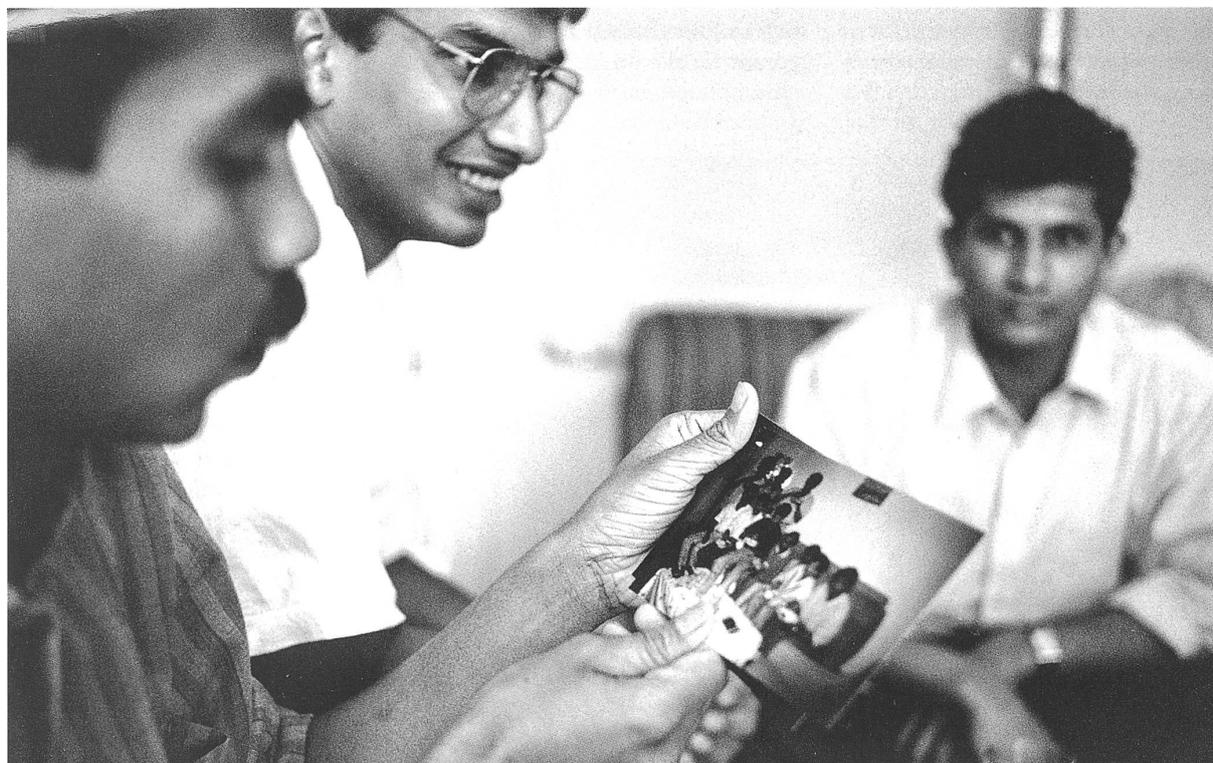
Franken pro Tag, reicht nicht, sich im Restaurant zu treffen oder ins Kino zu gehen. Deshalb treffen wir uns entweder in unsern Zimmern oder im Sommer halt lieber draussen, auf der Strasse. Anfänglich gingen wir oft in die Warenhäuser. Zum erstenmal in unserem Leben hatten wir so verlockende Angebote, eine so riesige Auswahl vor Augen. Aber wir haben gemerkt, dass man auch in diesen Läden Angst vor uns hat. Ich glaube, die Leute meinen, wir würden stehlen. Das tat so weh, dass wir nicht mehr so oft hingingen. Unser Leben ist manchmal recht langweilig, und es ist der Traum eines jeden von uns, eines Tages irgendeine Arbeit zu finden. Nach dem dreimonatigen Arbeitsverbot



dürfen wir eine Stelle annehmen, im Gastgewerbe, im Pflegebereich und in einigen andern Branchen. Bis vor etwa sechs Monaten waren diese Arbeitsplätze für viele Schweizer unattraktiv, weil die Arbeitszeiten unregelmässig sind und das Einkommen für schweizerische Verhältnisse zu niedrig. So verstehe ich nicht, warum die Schweizer behaupten, wir nähmen ihnen die Arbeit weg. Wenn einer von uns eine Stelle gefunden hat, muss er für den Lebensunterhalt selbst aufkommen. Eigentlich sollten wir dann die zur Verfügung gestellte Unterkunft verlassen und ein eigenes Logis suchen. Da die Zimmersuche ebenso schwierig ist wie das Finden eines Arbeitsplatzes, dürfen wir hier in Olten weiterhin in einer städtischen Unterkunft wohnen. Dafür bezahlen wir einen monatlichen Hauszins, für den Rest der Unterhaltskosten kommen wir selbst auf. Wir bezahlen Krankenkassenprämien, Steuern, Sozialleistungen, und für die während des Arbeitsverbotes angelaufenen Kosten werden uns monatliche Lohnabzüge gemacht. Ich selbst arbeite seit fast einem Jahr in

einem bekannten Restaurant in der Altstadt. Mein Chef ist sehr nett, wir verstehen uns ausgezeichnet. Er ist grosszügig und kommt uns Ausländern sehr entgegen. Ich habe grosses Glück gehabt und bin sehr dankbar dafür. Jeden Monat schicke ich zwei- bis dreihundert Franken nach Sri Lanka. Dort leben meine Frau und zwei kleine Töchter. Mit diesem Geld kann meine Familie zusätzlich meine Eltern und Schwiegereltern und zwei Waisenkinder unterstützen. Ihr Schweizer ärgert euch über uns, ihr nennt uns Wirtschaftsflüchtlinge. Es stimmt teilweise, denn nicht alle sind wir politisch Verfolgte. In Sri Lanka haben wir gehört, dass die Schweiz ein sehr reiches Land ist, dass dort alle genug zu essen und ein Dach über dem Kopf haben, dass die Arbeitslosigkeit sehr niedrig ist. Bei uns ist das leider nicht so. Wer von euch würde nicht versuchen auszuwandern, wenn ihm die Möglichkeit für ein materiell leichteres Leben geboten würde? Ich habe gehört, dass im letzten Jahrhundert sehr viele Schweizer nach Amerika ausgewandert sind. Warum begreift

ihr uns in unserer Situation nicht? Ich denke, dass es ganz normal ist, dass man es probiert. Von uns hat jeder einem sogenannten Agenten vor der Abreise zwischen 6000.- und 8000.- Schweizer Franken bezahlt, um überhaupt die Chance einer Ausreise zu erhalten. Dieses Geld hat eine ganze Sippe zusammengekratzt, um ein Mitglied der Familie ins Ausland zu schicken. Die meisten haben dafür ein grosses Stück Land verkaufen müssen. Natürlich möchten wir zuerst einmal dieses Geld einbringen und zurückerstatten. Nachdem wir das Geld dem Agenten ausgehändigt hatten, mussten wir warten, einfach warten. Man hat uns gesagt, dass wir jederzeit bereit sein sollten, innerhalb von sechs Stunden abreisen zu können. Diese Zeit war sehr unangenehm, man wusste nie, wann der Abschied von der Familie kommen würde. Schliesslich wurde ich durch einen Boten informiert. Am nächsten Tag sollte ich zu einer bestimmten Zeit auf dem Flughafen in Colombo sein. Mein Gepäck bestand aus einer Reisetasche. Der Abschied war schrecklich. Alle weinten. So



lange träumten wir von der Ausreise, nun war der Moment da, und wir waren alle derart unglücklich und traurig. Die Reise ins Ungewisse begann, ich erhielt ein Flugticket. Zum erstenmal in meinem Leben sass ich in einem Flugzeug, das mich nach Europa bringen würde, wohin genau, das wusste ich nicht. Ich bin nicht mehr ganz sicher, in welchen Ländern ich überall zwischengelandet bin, bevor ich schliesslich in Rom abgestellt wurde. Zuvor mussten alle Passagiere sämtliches Gepäck zurücklassen. Da stand ich also in Rom, ich ganz allein, ohne Tasche, ohne Ersatzkleider, nur mit meinem Pass und einigen Familienfotos. Per Eisenbahn reiste ich nach Mailand, dort erwartete mich am Bahnhof ein Mittelsmann, er war Schweizer. Und nun folgte der schlimmste Teil der Reise: Per Auto wurde ich zusammen mit einigen anderen mir unbekanntem Landsleuten an die Grenze gebracht, in der Nacht, dort in einem Wald ausgeladen, und weg war das Auto. Durch Gebüsche, über steinige Pfade, irgendwo und irgendwann erreichten wir die Schweiz. Es war so schlimm, ich möchte nicht mehr darüber sprechen. Nur noch soviel: alle meine Kollegen hier in Olten haben dasselbe erlebt, der eine von ihnen war auf seiner Reise noch drei Wo-

chen in einem Spital in Sizilien. Manchmal denke ich, dass die Schweizer uns besser mögen würden, wenn sie wüssten, was wir bis anhin alles erlebt haben. Es stimmt, wir sind freiwillig hier, wir sind auch dankbar, wenigstens für eine bestimmte Zeit in einem so friedlichen Land leben zu dürfen, aber ehrlich gesagt, wir freuen uns alle auf den Tag, an welchem wir unsere Familien und Sri Lanka wiedersehen werden...»

Das sind Manuels Eindrücke und Erfahrungen, die er stellvertretend für seine Mitbewohner geäussert hat.

Acht erwartungsvolle Gesichter, acht junge Männer, der jüngste kaum 20, der älteste 33 Jahre alt, haben mich an jenem sonnigen Junimorgen 1991 begrüsst. Auch ich war gespannt, wen ich im baufälligen Häuschen, es steht in Olten, antreffen würde. Aus Sri Lanka stammen die Männer, sie waren alle zwischen Januar und März 1991 in die Schweiz eingereist. Die einen sind Singhalesen, die andern Tamilen; die einen sind Hindus, die andern Buddhisten und Moslems, einer von ihnen ist Christ, römisch-katholisch. Das war die Information, die mir zwei Tage zuvor durch das städtische Fürsorgeamt mitgeteilt wurde. Und nun standen sie alle im kleinen Gärtchen und empfingen mich mit scheuem Lächeln.

Jedem einzelnen drückte ich die Hand, wohlwissend, dass wir in Zukunft ein Stück Leben gemeinsam meistern sollten. Sie nannten mir ihre Namen: Murugavel, Yogaraj, Manuel, Jeyarasan, Pavunkily, Tilak, Mohan, Sriindran. Es sind Namen, die mir bis auf eine Ausnahme total fremd waren. Heute, beinahe zwei Jahre später, verbinde ich mit jedem dieser Namen die richtige Person, das richtige Gesicht, eine Lebensgeschichte, ein Schicksal. Wir wechselten die ersten Paar Worte, was gar nicht einfach war. Die einen sprechen tamilisch, die andern singhalesisch, zwei komplett verschiedene Sprachen. Englisch ist unsere gemeinsame Kommunikationsmöglichkeit, wobei weder ich noch zwei der Asylbewerber diese Sprache völlig beherrschen. Die restlichen sechs Männer sprechen brockenweise englisch, benötigen also jeweils einen Kollegen, der übersetzt. Fragen über Fragen stellten sich am Anfang: welches sind die Ladenöffnungszeiten in Olten? Wo kaufe ich was ein? Wo fahren die Busse? Was ist eine Bewilligung? Wie wasche ich mit einer Waschmaschine? Wie sieht eine Waschpulverpackung aus? Wo ist das Postgebäude in Olten? Wie benützt man eine europäische Toilette? Ist Kopfsalat eine Blume, oder kann man das gar essen? Viele Fragen, viele Antworten, alles gar nicht so einfach. Einfühlungsvermögen, Verständnis und Toleranz auf beiden Seiten sind die besten Helfer. Humor hilft über manche Klippen und macht die neue Situation erträglicher. Mit «Händen und Füßen» haben wir es schliesslich geschafft, uns einander mitzuteilen, und heute haben sich die Wege derart ergeben, dass das Sprachproblem wohl das kleinste ist. Mit Hilfe von Freunden und Zugewandten, Ehemaligen und Bekannten gelingt es nun beiden Seiten, sich zu äussern und einander zu verstehen.

Während ich diese Zeilen schreibe, applaudieren in Deutschland Hunderte von Sympathisanten fremdenfeindlichen Jugendlichen, die im Begriff sind, Asylantenunterkünfte und Menschen in Brand zu setzen...

